

Erinnern:

Soziologische Anmerkungen zu einem vielschichtigen Prozess

Ich möchte Ihnen vorweg sagen, worauf ich mit meinen soziologischen Anmerkungen zum Thema Erinnern hinaus möchte: Es geht mir um ein Verständnis von Erinnern als einen bewusst zu gestaltenden Prozess, und das sowohl in den individuellen, biografischen als auch in den kollektiven, gesellschaftlichen Kontexten. Dieses Verständnis möchte ich in vier Schritten begründen und entfalten.

1. Schritt: Erinnern als kognitiver, sensorischer, emotionaler und leiblicher Vorgang

Sie kennen alle solche Szenen, z.B. beim Klassentreffen, bei Familienfesten, bei der Goldenen Konfirmation, ...:

- Ein Stichwort genügt, und alle kichern und lachen los (bis auf die, die bei dem in Erinnerung gerufenen Ereignis noch nicht zur Klasse, zur Familie, zur Gruppe gehörten ...)
- Eine „uralte Kamelle“ wird zum Besten gegeben, und alle rufen entgeistert: bitte, nicht schon wieder ... ich kann es nicht mehr hören, ich will nicht immer wieder daran erinnert werden! (bis auf den einen, der die „Kamelle“ noch nicht kennt und fragt: wieso, was war denn da?)
- Die „Kamelle“ wird dann doch erzählt, und mehrere Anwesende schreien auf: Nein, so war das nicht, es war ganz anders, ich erinnere mich noch ganz genau!
- Jemand berichtet eine „urkomische“ Anekdote aus Ihrer Kindheit, und Sie fühlen sich plötzlich klein, beschämt, verängstigt, Sie verspüren ein Kribbeln im Bauch, oder Ihr Atem wird flach.
- Sie haben Gäste eingeladen, die einen Blumenstrauß mitbringen; Sie riechen die Blumen, und plötzlich steht Ihnen die Beerdigung Ihrer Lieblingstante vor mehr als 20 Jahren unmittelbar vor Augen, und es kommen Ihnen die Tränen.
- Sie erfahren etwas Unschönes über Ihren Großvater, der doch kein stiller Held, sondern ein geschickter Mitläufer der Nationalsozialisten war – und Sie fragen sich, ob Sie sein Foto weiterhin auf der Vitrine im Wohnzimmer stehen lassen möchten; Ihre guten Erinnerungen an Ferientage mit ihm schmecken plötzlich vergiftet.

Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Je mehr wir uns mit unseren Erinnerungen beschäftigen, desto deutlicher wird: Erinnern ist ein komplexer Prozess, der kognitive, emotionale, körperlich-leibliche sowie sinnliche Dimensionen umfasst. Und: Erinnerungen bleiben nicht gleich, sondern verändern sich – durch verändertes Wissen, durch situative Kontexte, durch Interaktion mit anderen.

2. Schritt: Erinnern als (individueller und über-individueller) interaktiver Vorgang

Schauen wir uns den Prozess des Erinnerns etwas genauer an. Im Laufe unseres Lebens lagert sich jeder Sinneseindruck, jede Erfahrung, jede Begegnung in uns ein, wobei sie unterschiedlich bedeutsam sind. (Die neurobiologischen Grundlagen dieses Vorganges lasse ich hier außer Betracht). Immer gleiche Erfahrungen verdichten sich zu Wahrnehmungs- und Deutungs-„Mustern“, die von nun an mit-steuern, wie wir uns selbst, unsere Mitmenschen, unsere Welt sehen und erleben. Wer beispielsweise als Kind auf alle der kindlichen Neugierde entspringenden Fragen zugewandte und geduldige Antworten vonseiten der Erwachsenen erhalten hat, wird aller Voraussicht nach auch in seinem späteren Leben wissbegierig und am Austausch mit anderen interessiert sein.

Woher diese „Muster“ – im Beispiel: Weltoffenheit, Neugier, Kontaktfreude als Grundhaltung ... kommen, ist dem Betreffenden in aller Regel nicht bewusst, wir „sind“ eben „so“. Das liegt daran, dass uns nur ein geringer Teil der zu Mustern geronnenen Erfahrungen als bewusste Erinnerung kognitiv zugänglich sind. Der größere Teil „versteckt“ sich im mächtigen „Gedächtnis des Körpers“ (Bauer 2002). Oft werden unsere vor- oder unbewussten Erinnerungen deshalb weniger durch Nachdenken, als durch körperliche Empfindungen oder auch durch sinnliche Reize wie Klänge, Gerüche, Berührungen ... lebendig und zugänglich. Auf der Kenntnis dieser Erinnerungsdimensionen und –prozesse beruhen z.B. der Erfolg des Einsatzes von Klängen in der Arbeit mit demenziell Erkrankten, oder auch die Wirksamkeit von Körpertherapien.

Mit Erinnerungen, die mir – sei es leiblich-sinnlich, sei es rational und kognitiv - zugänglich werden, sich mir also zeigen, kann ich in Kontakt treten:

- Ich kann sie bewahren, hüten und pflegen, weil sie mir kostbar erscheinen („Das kann mir niemand nehmen...“, „aus diesem Garten kann ich niemals vertrieben werden...“).

- Ich kann sie immer wieder heraufbeschwören, um mich meiner selbst und meiner biografischen Prägungen zu vergewissern („ich bin so wie ich bin, weil ich als Kind immer wieder die Erfahrung gemacht habe, dass ...“).
- Ich kann sie als Vergewisserung von Gemeinsamkeiten und Zugehörigkeiten lebendig werden lassen („weißt Du noch...?“ „wir haben doch jedes Jahr gemeinsam ...“).
- Ich kann durch Erinnerungen aber auch Trennendes erfahren („Ich habe unsere Weihnachtsfeiern zuhause aber in ganz anderer Erinnerung, wir hatten doch eine harmonische Kindheit, und Onkel Hugo war doch gar nicht gemein, sondern immer nett“...).

3. Schritt: Erinnern als Herstellen von individuellen und über-individuellen Wahrheiten, von Gemeinsamkeiten und Generationen

Am Beispiel der Erinnerung an die Weihnachtsfeiern in der Kindheit wurde deutlich, dass gemeinsame Erfahrungen nicht auch gemeinsame Erinnerungen hervorbringen müssen. In der Sozialisationsforschung spricht man deshalb auch von „Familie als nicht geteilter Umwelt“ (Kreppner 1991, S. 324), um deutlich zu machen, dass die „gleiche“ Familie von jedem Kind bzw. jedem Familienmitglied anders erlebt und später auch anders erinnert wird. Wenn wir darüber streiten, ob etwas „so“ oder doch „anders“ gewesen ist, streiten wir deshalb um die „Wahrheit“ unserer jeweils subjektiven Erinnerungen.

Selbst das Hervorkramen von Erinnerungsstücken hilft nur bedingt weiter: eine Sieger-Urkunde beispielsweise beweist zwar, dass ich in meiner Jugend einmal sportlich aktiv und erfolgreich war – doch welche Bedeutung dieser Erfolg für mich und für meinen jeweiligen Gesprächs- (oder Streit-)Partner hat, das ist damit nicht gesagt. Um im Beispiel zu bleiben: der Anblick der hervorgeholten Sieger-Urkunde stimmt mich vielleicht glücklich oder wehmütig oder lässt in mir meine lang verschüttete Bewegungsfreude wieder wach werden - mein Gegenüber aber erkennt darin möglicherweise den soundsovielten Beweis meines Ehrgeizes und Konkurrenzdenkens. Unser Austausch dreht sich dann nicht mehr um das Faktum als solches, sondern um seine Bedeutung. Deshalb ist Erinnern und der Austausch über die Erinnerungen stets ein Prozess, in dem Wirklichkeiten nicht einfach wiederholt, sondern immer neu hergestellt werden. Im Laufe dieses Prozesses gewinnen Erinnerungen eine eigene Faktizität: wenn etwas nur oft genug erinnert und erzählt worden ist, dann WAR ES irgendwann wirklich „SO“ und wird von nun an so bleiben – zumindest so lange, bis jemand sich „anders“ erinnert und meine Erinnerungen damit verunsichert.

Dieses Herstellen von Wirklichkeiten und ihren Bedeutungen beschränkt sich nicht auf unsere ganz persönlichen Erfahrungen. Denn viele unserer Erfahrungen und Erinnerungen sind eingebettet in gesellschaftliche Zusammenhänge, die über-individuell bedeutsam sind. Wir teilen sie mit „den anderen“ in der Schulklasse, in der Pfadfinderinnengruppe, in der Hitlerjugend, am Arbeitsplatz, an der Front, im Bombenkeller ... Es entsteht ein so genannter „konjunkti-ver Erfahrungsraum“, also etwas Überindividuell-Verbindendes, selbst wenn diejenigen, die eine ähnliche Erfahrung gemacht haben, sich nie persönlich begegnet sind (während, wie vorhin erwähnt, jemand, mit dem ich gemeinsam aufgewachsen bin und ich nicht unbedingt über vergleichbare oder sogar gleiche Erinnerungen verfügen müssen). Ich „verstehe“ mich unmittelbar mit jemandem, der „genau wie ich“ seine schönsten Jugenderlebnisse beim Wandervogel hatte, oder der „genau wie ich“ sich vor prügelnden Lehrern gefürchtet hat, oder der „genau wie ich“ mit Mitte Dreißig zum ersten Mal einen Computer genutzt hat...

So entstehen aus geteilten Erfahrungen und Erinnerungen Weltsichten, die „typisch“ erscheinen für eine bestimmte Gruppe oder Generation. Es entstehen Handlungsgewohnheiten, vorbewusste Verhaltensstandards, „ungeschriebene Gesetze“, die als Generationenzuschreibungen wirksam werden: „Kriegsenkel“, „68er“, „Generation Mauerfall“ oder „Generation Frauenbewegung“.

Durch diese Zuschreibungen erscheint die eigene Biografie in einem völlig „neuen Licht“, weil ich meine vermeintlich nur individuelle Erinnerung als kollektiv „typische“ Erinnerung in einen größeren Kontext stellen kann. Dies geschieht besonders häufig im Austausch oder auch in der Auseinandersetzung mit einer anderen, meist der jüngeren Generation. Dadurch, dass meine individuellen Erinnerungen als „generationentypisch“ gedeutet werden, setzt ein Reflexions- oder sogar ein Umdeutungsprozess ein. In Anlehnung an den soziologischen Klassiker Karl Mannheim formulierte Gabriele Rosenthal das so: „In der Interaktion ... verändern sich die eigenen Erinnerungen oder Wertvorstellungen ... (so weit)..., dass die Auseinandersetzung mit der jüngeren Generation für die ältere generationenbildend ist“ (Rosenthal 1997, in: Thon 2008, S. 82)

4. Schritt: Erinnern als individuelle und kollektive Gestaltungsaufgabe

Bislang wurde deutlich: Erinnerungen bestimmen unsere persönliche Biografie, und mit unseren biografischen Entwicklungen wandeln und verändern sich auch unsere Erinnerungen und werden in immer neue Bedeutungshorizonte gestellt. Biografien und die in ihnen eingelagerten Erinnerungen sind mit-geprägt von den jeweiligen gesellschaftlichen Umständen und den

Besonderheiten der jeweiligen historischen Epochen. Deshalb sind unsere vermeintlich privaten Erinnerungen immer auch in politische und kulturelle Kontexte eingebunden. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich eine doppelte Chance, nämlich die bewusste und reflektierte Gestaltung sowohl der individuellen als auch der kollektiven Erinnerungsprozesse.

Allerdings steckt in diesem Gedanken nicht nur eine doppelte Chance, sondern auch eine doppelte Falle: zum einen kann man die bewusste Gestaltung von Erinnerungen leicht als beliebiges Umdeuten missverstehen; und zum anderen kann man allzu schlichte Parallelen ziehen zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Gestaltungsaufgaben. – Ich will versuchen, in meiner Schlussüberlegung beide Fallen zu vermeiden.

Grundsätzlich spricht überhaupt nichts dagegen, mit seinen Erinnerungen so zu leben, wie sie sind. Das gilt vor allem für gute und schöne Erinnerungen – die allerdings auch in manchen Situationen hinterfragt werden, z.B. durch die Interaktion mit anderen (um den bereits erwähnten Onkel Hugo nochmals heranzuziehen: wenn jemand anders schlechte Erinnerungen mit ihm verbindet, werden auch meine eigenen guten Erinnerungen infrage gestellt).

Schwieriger ist die Auseinandersetzung mit schmerzlichen Erinnerungen, die häufig vergessen oder verdrängt werden, um sich vor ihnen zu schützen. Damit aber behalten sie ihre Macht über den, der sie als ungeliebten und oft aufdringlichen „Gast“ in sich herumträgt und nicht loswerden kann. In therapeutischen Zusammenhängen gibt es den Begriff des „Reframing“ (vgl. Satir 2007): Erinnerungen werden nicht gelegnet, „geschönt“ oder umdefiniert, sondern neu „gerahmt“: derjenige, der sich mit ihnen auseinandersetzt, weist ihnen einen Platz in der eigenen Persönlichkeit und der eigenen Biografie zu, der zur jetzigen biografischen Entwicklung und den jetzigen Auseinandersetzungsmöglichkeiten „passt“. Dies kann kognitiv, aber auch durch Körpererfahrungen möglich werden. So gut wie immer ergeben sich aus solchen Prozessen – die durchaus nicht immer therapeutischer Art sein müssen - neue Erfahrungsmöglichkeiten und Handlungsspielräume, deren Erfahrung wiederum zu einer Erinnerung wird, an die wir in unseren weiteren biografischen Prozessen anknüpfen können... und so fort...

Ähnlich, aber eben nicht gleich sind Prozesse öffentlicher, kollektiver Erinnerung. Ähnlich, weil es auch hier um Interaktion, um Diskurse geht, in denen die Bedeutung von Vergangenen ausgehandelt werden muss. Nicht gleich, weil bei diesen Diskursen immer auch politische Macht und Interessen eine Rolle spielen.

Ob es um Stelen und Stolpersteine im öffentlichen Raum geht, um das Abreißen oder Auf-
richten von Denkmälern, um die Gestaltung des Hauses der Geschichte oder die Grabstelle
von Rudolf Heß: immer wird um die historische „Wahrheit“ gerungen, um die Bedeutung von
Ereignissen und Personen, um ihren Stellenwert für das Gemeinwesen, um das „Recht“ auf
Vergessen und die „Pflicht“ des Erinnerns, um die Zugehörigkeit zu Generationen und die
persönliche Verantwortung.

Erinnerung ist somit nicht etwas, über das wir, einzeln oder kollektiv, verfügen, das wir „ha-
ben“ und das eben „so ist, wie es ist“. Erinnerung ist vielmehr ein bewusst zu gestaltender
individueller und kollektiver Prozess, der zunächst einmal eine Anerkennung dessen, was
war, voraussetzt, um dann neue Handlungsräume zu eröffnen.

Zitierte Literatur:

Bauer, Joachim 2002: Das Gedächtnis des Körpers. Frankfurt am Main: Eichborn

Kreppner, Kurt (1991): Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hrsg.) 1991: Neues
Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim/Basel: Juventa, S. 321-334

Satir, Virginia et al 2007 (1991): Das Satir-Modell. Paderborn: Junfermann

Thon, Christine 2008: Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstrukti-
onen in biographischen Erzählungen. Bielefeld: Transcript